# Moralsimpelei.

Horrido! Hussassa!

Fort über Stock und Stein tobt die wilde Jagd. Die Jäger kreischen, die Meute kläfft. Piff, paff, puff! Wars ein Schuß der knallte oder hat es aus hundert Flinten geblitzt? Gleichviel: das gehetzte Wild liegt; es ist glücklich zur Strecke gebracht. Halali!

Und das liebe deutsche Vaterland ist wieder einmal gerettet.

Gerettet vor wem? Natürlich vor Karl May, dem Räuberhauptmann. Gestern rot, heute tot. Gestern ein vielgepriesener, vielgelesener Autor, von manchem wie eine Art Halbgott verehrt, heute ein geborener Verbrecher, ein Abschaum der Menschheit, ein Schausal, das in die Wolfsschlucht gehört. Hinunter damit!

Tauend Hände greifen zur Feder, tunken sie in die Tinte, wo sie am schwärzesten ist und vollenden das verdienstvolle Werk. Und alles, was Philister heißt, schmunzelt behaglich, wenn es im Morgen- oder Abendblatt die erschröckliche Mär liest, so betitelt: Karl Mays Glück und Ende.

Für den vorurteilslosen Betrachter freilich ist dieser ganze biedre Entrüstungsrummel weiter nichts als eine ungeheuerliche Moralsimpelei, oder, wie der Berliner drastisch zu sagen pflegt, Moralfatzkerei, wie wir dergleichen freilich im angestammten Lande der Philister beiderlei Geschlechts, im heiligen römischen Reich deutscher Nation, seit langem gewöhnt sind. Im Reich Herrmanns des Cheruskers, der nach Kleist ein so durchtriebener, gerissener Intrigant, nach dem Urteil seiner germanischen Brüder dagegen ein echter blondbärtiger Teutone mit der groben Faust und dem goldenen Herzen unterm Schuppenpanzer war. In diesem Reiche, wo jeder dritte Mann, sobald es um Dinge geht, die nicht im behördlichen Sinne stubenrein sind, sich als waschechter Moralfatzke entpuppt.

Moralfatzke! Das treffende Wort stammt, sofern ich mich recht erinnere, von keinem geringerem als von Wildenbruch. Er hat es zum mindesten in seiner „Haubenlerche“ litteraturfähig gemacht.

Aber greifen wir zu Karl May zurück. Was ist denn nun eigentlich so Entsetzliches geschehen, um alle Gutgesinnten wider den Mann auf die Schanze zu rufen? Ihn in einer wahren Schlammflut von Moral meuchlings zu ersticken?

Karl May hat, wie sich in einem kürzlich vor dem Charlottenburger Schöffengericht verhandelten Prozesse herausstellte, keine einwandfreie Vergangenheit. Er ist vorbestraft. Öfters sogar, und sehr schwer. Erst mit Gefängnis, dann zweimal mit Zuchthaus. Für Delikte, die sich als Diebstahl und Einbruch charakterisieren. Mehr noch: er hat, wie sein Namensvetter Karl in den Schillerschen „Räubern“, zwar nicht in den böhmischen Wäldern, aber im sächsischen Erzgebirge eine veritable Räuberbande gebildet, nach berühmten Mustern eine komfortabel ausgestattete Höhle bewohnt, Marktfrauen und andere harmlose Individuen überfallen und mit seinem Räuberkollegen Krüpel allerhand sonstigen Unfug getrieben. Was im Prozesse zur Sprache kam, hört sich für Zeitgenossen mit humoristischer Weltanschauung bisweilen recht lustig an. So der Streich, den die beiden, als eine militärische Razzia stattfand, der sächsischen Soldateska spielten. May zog sich, so wird erzählt, die Uniform eines Gefangenenaufsehers an, fesselte seinem Freunde Krüpel die Hände und passierte so unbehelligt mit ihm die Militärkette. Ein andermal schrieb er renommistisch mit Kreide auf einen Wirtshaustisch: „Hier haben May und Krüpel gesessen und Brot und Wurst gegessen.“ – Neckisch, nicht wahr?

Für diese teils neckischen, teils verbrecherischen Taten hat dann Karl May harte Strafen zu leiden gehabt. Die Zeitungen registrieren acht Jahre Zuchthaus, die er absitzen mußte. Acht Jahre! Man braucht kein Zuchthaussträfling gewesen zu sein, um sich doch mit einem geringen Aufwand an Phantasie vorstellen zu können, was eine solche Strafe bedeutet. Noch dazu in einer Zeit, in der unendlich schlimmere Zustände in deutschen Zuchthäusern herrschten wie heutzutage, wo der Strafvollzug, dank der regen Agitation der demokratischen Presse, um achtzig Prozent humaner geworden ist. Denn Mays Strafen fallen in seine Jugend, die weit zurückliegt; der Räuberhauptmann von anno dazumal zählt jetzt achtundsechzig Jahre, hat also die Schwelle des Greisenalters bereits überschritten.

Sind acht Jahre Zuchthaus keine ausreichende Sühne? Wer ist Pharisäer genug, einen Stein auf den Mann zu werfen, der so hart die begangenen Jugendsünden gebüßt hat?

Und wer will sich vermessen, wegen dieser Jugendsünden, und mögen sie noch so schwer ins Gewicht fallen, kurzerhand den Stab über ihn zu brechen? Der Mensch ist, wie die moderne Wissenschaft lehrt, das Produkt des Milieus, in dem er aufwuchs. Wer kennt dieses Milieu bei Karl May so intim, daß er sich ein

Urteil über die Motive bilden könnte, die den blutjungen Burschen auf die schiefe Ebene drängten? Ich finde in den Zeitungen kein Wort darüber erwähnt. Finde auch kein Wort über das Temperament des Knaben, das jedenfalls hitziger und leidenschaftlicher war als das normal veranlagter Altersgenossen. Wer weiß: vielleicht war nur eine gewisse romantischen Abenteuersucht schuld an dem ersten Schritt auf der abschüssigen Bahn, die, einmal betreten, unter neunundneunzig Fällen von hundert zum endgiltigen Verderben, zum Gewohnheitsverbrecher und ewigen Zuchthauskandidaten führt.

Karl May hat sich hier mit respektablem Anstand aus der Affäre gezogen. Er hat die Verbrechen, die er beging, nicht nur durch Zuchthausstrafen, er hat sie durch ein langes arbeitsames Leben gesühnt. Es gehört wirklich eine tüchtige Portion Moralfatzkerei dazu, ihm jetzt immer wieder mit verbissener Gehässigkeit unter die Nase zu reiben, was er längst innerlich überwunden, was er durch eisernen Fleiß, durch eine seltene Ausdauer in der Entwickelung der ihm verliehenen Geistesgaben tausendfach gutgemacht hat.

Beim Niederschreiben des Wortes „Geistesgaben“ höre ich förmlich das Hohngelächter, das von allen Seiten heranbraust. Was? Dieser Schmierpeter, dieser Kolportageromanschreiber, dieser litterarische Hochstapler und – „Geist“? Jeder ehrliche Moralfatzke fährt aus der Haut und gebärdet sich wie toll. Das fehlte gerade noch, diesem Verderber der deutschen Jugend, dessen gesammelte Schriften am zweckmäßigsten lieber heute als morgen öffentlich verbrannt würden, ein Fünkchen „Geist“ unterzuschieben!

Gemach, meine Damen und Herren: ich habe ja den über Nacht verfehmten Karl May noch nicht unter die Klassiker versetzt. Nein: ein Schiller oder Goethe ist er nicht. Darin sind wir ohne weiteres einig. Aber einem Autor, der sich ein Lesepublikum erobert hat, das nach Hunderttausenden, vielleicht nach Millionen zählt, jedes Talent, jede geistige Regsamkeit absprechen zu wollen, ist nicht nur absurd, ist einfach lachhaft. Wo Rauch aufsteigt, brennt’s! lautet eine alte Wahrheit. Und mag das Feuer, das auf dem geistigen Herde Karl Mays brennt, auch nur ein Feuerchen sein: unzählige haben sich daran gewärmt und sind ihm dankbar für diese Wärme gewesen. Es wäre ungerecht und grausam, ihm das Verdienst zu bestreiten, den Weg zum Herzen seiner Leser mit sicherm Instinkt gefunden und konsequent verfolgt zu haben.

Nehmen wir doch die Verhältnisse so wie sie sind und treiben wir auch in der Litteratur ein bischen Realpolitik. Die Schiller und Goethe sind immer verzweifelt dünn gesät und dichten nur für verzweifelt wenige. Die kompakte Majorität der Leser sucht auch kompaktere Genüsse als Nektar und Ambrosia; sie lechzt nach irdischer, nicht nach göttlicher Speise, und stillt ihren Durst, statt aus dem kastalischen Quell, aus soliden Bierfässern. Die Köche und Küfer, die für das Bedürfnis der Menge sorgen, sind in ihrer Art sehr nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft; ich sehe keine Ursache, einen Karl May niedriger zu taxieren als etwa die Schönthan, die Blumenthal-Kadelburg, oder die Blaustrümpfe à la Eschstruth und sonstige Allerweltsamüseure und Volksunterhalter. Alles sehr kluge, betriebsame Arbeiter im Weinberge des Herrn, die mit Eifer die Massenpsyche studieren und sich geschickt und geschmeidig ihr anzubequemen lernen ….

In dieser Kunst ist Karl May sicher ein Meister. Ich will hier keine Kritik über die Summe, über den Wert oder Unwert seines Schaffens geben. Schon, weil ich mich nicht dazu legitimiert fühle; ich habe nur spärliche Blicke in seine Bücher getan und kann daher nicht erschöpfend mitreden. Aber der Riesenerfolg, den diese Bücher gefunden haben, rechtfertigt meine Behauptung zur Genüge. Was ich davon kenne, hat mich gefesselt und interessiert, ohne mich tiefer zu bewegen oder bleibende Eindrücke bei mir zu hinterlassen; ich habe mich aber durchaus nicht veranlaßt gesehen, ihre Lektüre meinen Jungen zu verbieten, die mit offenbarer Lust die Mayschen Indianergeschichten verschlangen. Ich glaube freilich, ich hätte sie ihnen selbst dann nicht verboten, wenn ich diese abenteuerlichen Geschichten, um mich das landläufigen Ausdrucks zu bedienen, für „schädlich“ gehalten hätte. Du lieber Gott: was verträgt ein gesunder deutscher Knabenmagen nicht alles! Man soll da nicht gar zu tantenhaft zimperlich Zensur üben. Denn schließlich können die „Räuber“ oder der „Götz“, trotzdem sie für klassisch gelten, nicht minder schädlich auf die jugendliche Einbildungskraft wirken, als ein Mayscher Räuberroman! Meine Jungen haben sogar den Nick Carter vortrefflich verdaut. Wäre er ihnen verboten worden, sie hätten ihn hinterm Rücken des Zensors vermutlich erst recht gelesen!

Kommen wir zum Schluß. Ist es nicht eine Moralfatzkerei sondergleichen, Zorn und Empörung in Kübeln über das Haupt eines alten Herrn auszuschütten, weil er in der Jugend, als ihn das Zuchthaus endlich entließ, nicht feste weiter gestohlen und eingebrochen, sondern erfolgreiche Bücher geschrieben hat? Daß

er seine tastende Begabung zunächst an Kolportageromanen erprobte, mag mit der Not um den Lebensunterhalt, um die Bedürfnisse des Augenblicks, zu entschuldigen sein; ich kenne Dichter von Ruf, die in verzweifelter Lage desgleichen getan, ja, was schlimmer ist, abgeschrieben, also fremdes Eigentum stiebitzt haben. Daß später Karl May, als er seine besonderen Fähigkeiten entdeckt hatte, sich mit dem Nimbus des weitgereisten Globetrotters, des Polyglotten umgab, ohne fremde Länder geschaut zu haben und fremder Sprachen mächtig zu sein, darf ihm in unserer reklamelüsternen Zeit nicht allzusehr verübelt, geschweige denn als Verbrechen angekreidet werden: berühmte Tenöre und Primadonnen bringen noch ganz andere Mätzchen auf, um von sich reden zu machen und dem staunenden Spießer Sand in die Augen zu streuen. Ich beneide den Moralsimpel nicht, der den Dresdener Cooper wegen dieser nachträglichen Schönheitsfehler in Grund und Boden verdammt. Nur eins rechne ich dem ehemaligen Räuberhauptmann ernstlich zum Vorwurf an: daß er vor Gericht nicht offen Farbe bekannt, daß er alles das, was ich zu seinen Gunsten hier ins Treffen schickte, nicht selber und doppelt so deutlich und nachdrücklich gesagt hat. Die Rolle als Drückebergers, die er vor dem Schöffengericht und vor der in ethischem Pathos schwelgenden Gegenpartei spielte, war seiner nicht würdig. Und er hatte es doch so leicht, die Sympathien auf seine Seite zu zwingen! Denn wer ist Herr Lebius? Wer kennt ihn? Was hat er geleistet? Mit solchem Ankläger fertig zu werden, dazu gehörte wahrhaftig nicht viel Kurage!

Scherz bei Seite: fast unsere gesamte Presse hat sich bei dieser so plump und so roh in Szene gesetzten Moralhetze wieder einmal gründlich blamiert. Einen doch immerhin geistig nicht unbeträchtlichen Europäer, wie es Karl May ist, guillotiniert sie nach allen Regeln publizistischer Effekthascherei – und einem armseligen Tropf wie dem Hauptmann von Köpenick, dem in unbewußtem Draufgängertum ein kecker Handstreich blind geglückt ist, der aber seitdem als kompletter Narr die diversen Erdteile unsicher macht, flicht sie unermüdlich in zahllosen Notizen und Artikeln den Lorbeer des großen Satirikers um die Stirn ….

Sollte am Ende auch hier, bei dieser verfehlten und völlig sinnlosen Hinrichtung, der Neid der geistig Besitzlosen die bewegende Triebfeder sein?

Von Karl May aber erwarte ich, daß er nicht länger sich scheu versteckt, nicht länger, was dunkel in seinem Erdenwallen ist, schamhaft verbirgt. Der Schleier ist einmal gelüftet; nun mag er auch ganz fallen. Der listenreiche, in so vielen Sätteln gerechte und zweifellos stark begabte Mann entschließe sich rasch, sein bestes Buch: die wahrheitsgetreue Schilderung seines Lebens, zu schreiben. Er entschließe sich zu dieser Generalbeichte mit allem sittlichen Ernst, dessen er fähig ist; er scheint mir, wie kaum ein anderer, berufen, uns ein menschliches Dokument ersten Ranges, ein erschütterndes Gemälde seelischer Irrungen und Wirrungen, zu liefern. Immer vorausgesetzt, daß er kein Haarbreit von der Wahrheit abweicht, mag sie auch noch so medusenhafte Züge tragen. Dieses Buch wird nicht nur sein bestes, es wird ohne Frage auch sein erfolgreichstes werden. Los! Till.

---

Aus: Die Raketen, Berlin-Schöneberg. 27.04.1910.

Till = Max Stempel (1857 – 1929), Schriftsteller, Redakteur.

Texterfassung: Hans-Jürgen Düsing, September 2018